

Die Tugend unserer Zeit heißt Kooperation

Jimmy Carters Sicherheitsberater Brzezinski versucht noch einmal, mit den Mitteln der Geopolitik die Welt zu erklären

ZBIGNIEW BRZEZINSKI: *Die einzige Weltmacht: Amerikas Strategie der Vorherrschaft. Mit einem Vorwort von Hans-Dietrich Genscher. Belz Quadriga Verlag, Berlin 1997. 311 Seiten, 39,80 Mark.*

Auch dieses Buch ist „Aus dem Amerikanischen“ übersetzt, einer Sprache, die es nicht gibt, weil jedermann in Amerika *English* spricht. Im Falle des Autors Brzezinski ist diese unausrottbare deutsche Marotte gleich doppelt töricht. Der Mann, einst Sicherheitsberater von Jimmy Carter, ist Pole und in Kanada aufgewachsen, wo er höchstens „Kanadisch“ gelernt hat, eine Sprache, die es auch nicht gibt.

Überdies schreibt er wirklich nicht „amerikanisch“. *The Grand Chessboard*, das große Schachbrett, wie das Buch (treffender) im Original heißt, knüpft an eine außenpolitische Tradition an, die gänzlich „unamerikanisch“ ist. Nennen wir sie „Geopolitik“, die der große Hans Morgenthau (nicht der vom „M.-Plan“; das war Henry) als „Pseudowissenschaft“ etikettiert hat. Denn „verabsolutiert“ hat sie den Faktor der Geographie, der angeblich die Macht – und das Schicksal – der Nationen bestimmt“.

Geopolitik war eine Spezialität

Geopolitik war eine europäische Spezialität des frühen 20. Jahrhunderts – von Halford Mackinder in England, von Karl Haushofer in Deutschland. Dem amerikanischen Selbstverständnis ist sie ein Greuel. Die Jung-Amerikaner hatten ja Europa den Rücken gekehrt, um das „Neue Jerusalem“ zu bauen. Mit der europäischen Real- und Machtpolitik wollten sie nichts mehr zu tun haben; „Staatsräson“ und „Primat der Außenpolitik“ sahen sie als Lügenwerk der Royals zur Unterdrückung der Freiheit daheim. Daraus folgte wie bei Kant: Nur gute Staaten ma-

chen gute Außenpolitik; nur eine liberal-demokratische Welt kann eine wahrhaft friedliche sein. Diese „Anti-Machiavell“-Tradition zieht sich in gerader Linie von Jefferson über Wilson zu Clinton, der Menschenrechtspolitik und Demokratisierung ins Zentrum seiner Diplomatie gestellt hat.

Gegen just diese idealistische Tradition – Außenpolitik als Innenpolitik – versucht Brzezinski anzuschreiben. Sie paßt nicht zu der „einzigen Supermacht“, das will er seinen Landsleuten klarmachen; Amerika muß endlich lernen, strategisch und geographisch zu denken. Die „Nr. 1“ müsse logischerweise ein vorrangiges Ziel haben: eine solche zu bleiben, zu verhindern, daß die minderen Mächte sich gegen die USA zusammenrotten. Und wie das?

„Amerikas geopolitischer Hauptgewinn ist Eurasien“, postuliert er – „das Schachbrett, auf dem der Kampf um globale Vorherrschaft ausgetragen wird. „Eurasien, das ist Mackinders „Weltinsel“; wer sie hat, dem gehört die Welt. So plump-deterministisch aber will Brzezinski nicht argumentieren. Er drückt es friedlicher und komplizierter aus: „Eurasische Geostrategie bedeutet für (Amerika) den taktisch klugen und entschlossenen Umgang mit geostrategisch dynamischen Staaten und den behutsamen Umgang mit geopolitisch katalytischen Staaten.“ Das verlangt eine Übersetzung. Zu den geostrategischen gehören jene Staaten, die Einfluß jenseits ihrer Grenzen ausüben können und wollen; sie sind „tendenziell unberechenbar“: Deutschland, Frankreich, Rußland und China. Sorry, England und Japan schaffen diese Liga nicht. Die Katalysator-Staaten sind solche, denen kraft strategischer Lage und Verletzbarkeit besondere Aufmerksamkeit gebührt: Ukraine, Aserbaidschan, Südkorea, Türkei und Iran.

In diesem *great game* geht es nicht um Krieg und Eroberung, sondern um „Management“, um Amerikas Rolle als Global-Impresario, der alle Fäden zieht. Dabei ist Europa Amerikas „natürlicher Verbündeter“, der „geopolitische Brückenkopf auf dem eurasischen Kontinent“. Amerika muß die europäische Einigung fördern, Europa als „globalen Partner“ behandeln und Frankreichs Machtambitionen entgegenkommen. Warum das, wo doch Frankreich seit eh und je Europa als *Rivalen* gegen Amerika aufbauen will? Weil ein Zerbrechen der Achse Bonn-Paris die Deutschen, die Stärkeren im Duo, renationalisieren würde; Frankreich sei der europäische Anker der Bundesrepublik.

So weit, so gut. Aber warum fordert Brzezinski zugleich ein „energisches, konzentriertes und entschlossenes Einwirken Amerikas auf die Deutschen“ – es sei denn, um den einen gegen den anderen auszuspielen? Wie kann dies die „Sache der europäischen Einigung“ befördern, die er fast im selben Atemzug zelebriert hat?

Solche Widersprüche sind just das Problem im Umgang mit den scheinbar so eindeutigen Regeln der Geopolitik. Sie ist in Wahrheit nicht deterministisch, wie Morgenthau moniert hat, sondern beliebig: Mit Geographie kann man alles und damit nichts als „zwingendes“ Interesse darstellen. Geographie als Schicksal? In der Praxis, das zeigt dieses Beispiel, wird daraus ein Vexier-Spiel.

Das interessanteste Kapitel heißt „Der eurasische Balkan“. Es beschäftigt sich mit den neuen Staaten zwischen Türkei, Iran, Rußland und China, die aus dem Zerfall der Sowjetunion hervorgegangen sind und meistens mit „-stan“ enden. Diese Region ist ein labiles Machtvakuum, zerrissen von ethnischen Rivalitäten, gesegnet mit enormem Gas- und Ölreichtum und deshalb das Objekt

der Begierde aller Großen – kurzum ein XXL-Balkan, wie im späten 19. Jahrhundert.

Was ist hier die Politik des klugen Geostrategen? Das Einerseits-Andererseits. „Amerika ist geographisch zu weit entfernt, um in diesem Teil Eurasiens eine beherrschende Rolle zu spielen.“ Aber: „Es ist zu mächtig, um unbeteiligt zuzusehen.“ Also? Washington muß „dafür sorgen, daß keine einzelne Macht die Kontrolle über dieses Gebiet erlangt und die Weltgemeinschaft ungehinderten Zugang zu ihr hat.“ Und wie? Rußland darf den Zugang nicht monopolisieren. Andererseits: „Rußland aus der Region auszuschließen ist weder wünschenswert noch machbar.“

Wenn „Zbig“, wie sie ihn in Amerika ob seines unaussprechlichen Familiennamens nennen, derlei dem Präsidenten vortrüge, würde der bald ungeduldig unterbrechen: „Und konkret?“ Das ist nicht das einzige Problem dieser atemberaubenden und „denkstößigen“ Tour de force rund um die Welt, die den Leser einer schweißtreibenden intellektuellen Gymnastik unterwirft. Auf jeder Seite nagt die Frage, wieviel von der neuen Wirklichkeit diese Kategorien aus dem 19. Jahrhundert einfangen können.

Kooperation, die neue Tugend

„Herzland“, „Weltinsel“, „Weltherrschaft“ – diese Metaphern kriegen immer weniger in den Griff, was in der Weltpolitik heute immer mehr bewegt. Sie funktionieren noch immer im Nahen Osten, vielleicht auch der-einst im Fernen Osten, falls China der Versuchung des Hegemonismus verfällt. Aber anderswo ist das klassische Nullsummenspiel („Ich will, was du nicht haben kannst“) an den Rand der Bühne gedrängt worden. Wie Rußland und Südkorea vor dem Bankrott retten? Wer zieht in den „Gewissenskrieg“,

um das Schlachten in Bosnien und Ruanda zu stoppen? Wie den Kollaps des internationalen Finanzsystems verhindern? Protektionismus, Terrorismus, Wasserknappheit, Verbrechen ohne Grenzen, Massenvernichtungswaffen – das sind die Stichworte, die

internationale Politik heute beherrschen. Und sie formieren sich alle zum „Nicht-Nullsummenspiel“, das besagt: Es gewinnen oder verlieren alle zusammen. Früher hieß es: Expandiere oder stirb. Heute heißt es: Wer nicht kooperiert, steigt ab.

Mag sein, daß uns derzeit nur eine lange Atempause zwischen den großen Kriegen des 20. und den kommenden des 21. Jahrhunderts vergönnt ist. In diesem Falle wird man *Die einzige Weltmacht* begierig aus den Regalen holen, dazu Clausewitz, Thukydides

und Kissinger. Vorläufig aber fahren die Außenpolitiker besser mit dem *Wall Street Journal* und einem Intensiv-Kurs in Weltwirtschaft.

JOSEF JOFFE

BEVOR VANCE ABTRAT: Die Geiseln in Teheran waren nicht befreit worden, der Außenminister trat zurück. Links Carter, rechts Cyrus Vance.

Photo: SZ-Archiv